

Die asiatische Türkei in Fischers Reiseskizzen

Autor(en): **E.Z.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **13 (1909)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-571728>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

alternden Mann geradezu: es hat ihn so „heimatlich ange-
mutet“ auf einer kleinen Reise, daß er sich fortan gerne einen
„deutschen Patrioten“ nennt, „gut deutsch“ empfindet und ein-
mal gar in den Ruf ausbricht: „Wir Deutsche sollen einmal un-
zweifelhaft ein großes Volk werden!“ Zum Teil beruhten diese
Gefühle auf einer gewissen Dankbarkeit: „Sie wissen,“ schreibt
er u. a. an Professor Hugo Blümner, „wieviel ich Deutsch-
land, woher mir so viele Ermütigungen gekommen sind, zu
danken habe . . .“ Aber es war nicht allein das, was Meyer in
die Kreise deutschen Lebens hineinzog: der Dichter, dem schon
in Paris klar geworden war, daß er „die ernste (geistige)
Nahrung“, wornach ihn verlange, „nur in Deutschland“ finden
werde, empfand es sehr bewußt, daß es für den Deutschen
und Deutsch-Schweizer nur eine Heimat, nur ein Vaterland
in kultureller Hinsicht gebe. Denn er fährt in dem genannten
Schreiben fort: „Aber auch ganz abgesehen von meinem persön-
lichen Verhältnisse stets als den genauen Gradmesser gründlicher Bil-
dung betrachtet. Es ist ein unermessliches Gut, daß wir, un-
beschadet unserer Eigentümlichkeit, einem weiten sprachlichen
Gebiete und einer großen nationalen Kultur angehören und
uns nicht, wie etwa die Holländer, in einem engen parti-
kularen Kreise bewegen.“ Keineswegs artete dieses sprach-
liche und kulturelle Gemeinsamkeitsgefühl dem Sohn der freien
Schweiz, der die politische Freiheit einmal „das edelste der
irdischen Güter“ nennt, in den charakterlosen Gedanken der
Darangabe von Landesart und staatlicher Selbständigkeit aus:
Meyer hat die Linie, die in der Pflege deutschschweizerischer und
schweizerischdeutscher Gemeinsamkeiten nicht überschritten wer-
den darf, selbst sehr fest gezogen. „Der Schweizerische Schrift-
steller,“ schrieb er als Autograph in ein „Selbstschriften-Album
des deutschen Reiches“, „soll das Bewußtsein der staatlichen
Selbständigkeit seiner Heimat und dasjenige ihres nationalen
Zusammenhanges mit Deutschland in gleicher Stärke besitzen.“
Daß es Meyer hierbei um eine ostentative Kundgebung zu tun
war, beweist seine Erwartung, daß man in Berlin seine
„schweizerisch-patriotische Maxime im Stillen beseitigen“ werde.

Bei soviel Objektivität in Dingen des patriotischen Emp-
findens ist es nicht verwunderlich, daß der Dichter seine
Landsleute ohne den kleinsten idealisierenden Pinselstrich in
den Werken dargestellt hat. Der Schweizerhauptmann Bocard
und der Hugenothe Schadau, der zweimal wiederkehrende Werd-
müller, der Pfarrer und der ungelante Jüngling Pfannenstiel
im „Schuß von der Kanzel“, der karrierelustige Herr Waser,
der Erzphilister Dr. Fortunatus und Fausch, der harmlose
Dicke im „Senatsch“, und endlich Zraggen, dem über das Ge-
schick einer gefüllten Börse der Verstand still zu stehen droht
— sie alle sind mit ihren sympathischen und unsympathischen
Seiten erträglich, aber keineswegs irgendwie imponierende
Menschen. Einzig die Riesengestalt des Jürg mit seiner an
Wahnsinn grenzenden Vaterlandsiebe ist unter Meyers
Schweizergestalten ein Mensch von heldischem Wuchs. Am in-
diskretesten, aber allerdings ohne anklägerische Galligkeit, hat
Meyer in dem Gedicht „Alte Schweizer“ über seine Landsleute
aus der Schule geplaudert: „Doch werden wir an den Mo-

neten gekürzt, Wir kommen wie brüllende Löwen gestürzt . . .“
ein Thema, das übrigens bei Meyer variiert wird. Inbessen,
diesen Schweizern Leos XIII. stehen „Die Schweizer des Herrn
Tremouille“ nicht unvorteilhaft gegenüber — auch hier hat des
Dichters ausgleichende Gerechtigkeit für eine angemessene und
wirklichkeitsgetreue Verteilung von Licht und Schatten gesorgt.

Die mehr passive Eigenschaft der Gerechtigkeit, die Meyers
dichterisches Gestalten wie auch seine menschlichen Beziehungen
zum Leben durchdringen, geht nun in eine schöne Aktivität
über, wo er sich wollenden Menschen gegenüber fühlt, die die
Liebe besitzen wie er. Meyer ist eine gütige und von tiefem
B Wohlwollen befeelte Natur. „Es fiel ihm nicht leicht,“
sagt Adolf Frey, „eine Bitte abzuschlagen, die er mit gutem
Gewissen gewähren konnte; vielmehr entsprach es seiner Güte,
Freundliches zu sagen und zu erweisen, wie es namentlich in
der privaten Beurteilung poetischer Produktionen zu Tage trat,
womit er häufig genug behelligt wurde . . .“ Da er selbst viel
litt, quälte ihn das Leiden anderer. Sein Mit-Leiden ergriffte
sich bis auf die Kreatur: „Du zertrittst ja die armen kleinen
Tierchen!“ konnte er auf seinen Spaziergängen der Schwe-
ster wohl zurufen, ihr plötzlich in den Arm fallend. Die ganze
Liebe des Meisters und Menschen Meyer hat Adolf Frey er-
fahren, der als der erste einer der Muse des Verehrten all-
gemeine Anerkennung zu verschaffen suchte. Meyer lebt sich hier
— der stattliche Fünziger mit dem jungen Studenten — in
ein halb väterliches, halb freundschaftliches Verhältnis hin-
ein, für dessen Herzlichkeit er warme Töne findet, indem er
die ihm sonst eigene Reserve fast gänzlich fahren läßt. Er
findet es „hübsch, wenn Jugend und Alter so glimpflich mit
sich umgehen“, er ist seinem jungen Freunde, den er, als
einen Anfänger in der Schriftstellerei, mit Rat und Tat kräftig
unterstützt, „herzlich zugetan“ — eine Liebe, die nicht schöner
und besorgter schlägt, als da Frey in Leipzig schwer erkrankt
und Meyer sich mit Keller zu beraten sucht, was zu tun sei, der
Mutter des Erkrankten Mitteilung zu machen . . . Wie er dem
jungen Frey als Mensch und nicht als berühmt werdender
Autor, als Künstler, als Literaturpapa usw. gegenübersteht,
so begrüßt er die Genesung des vom Krankenlager Aufgestan-
denen: „Glauben Sie mir, lieber Herr und Freund, Ihre
Gesundheit geht mir über die ganze gesegnete deutsche Literatur
mit allen ihren Epochen und Handbüchern!“

Das Menschsein ging Meyer hier wie überall über das
Künstlersein. Aus seiner schönen Menschlichkeit wächst ihm
das Leben, dem das Schicksal allzu unstarke Fundamente legte,
zu einem erhabenen Kuppelbau, auf dessen ruhigen Linien das
Auge gern verweilt, in dessen edel gestaltetem Innern man
sich von dem Streit des Tages gern erholt. Aus seiner schönen
Menschlichkeit fließt ihm die Kunst, die, ein gesteigertes Eben-
bild seiner selbst, in noch höherem Maße als sein Leben die
edeln Linien, die schönen Formen und Gehalte, das tapfer
und treu gestaltete Ganze seiner verehrungswürdigen Persönlich-
keit spiegelt und darum dem unzeitgemäßen Menschen vor
allem ein Gegenstand des Feingenußes und der Auferbauung
ist und bleiben wird. Leben und Kunst sind bei Meyer zu
einer Einheit geworden: hinter beiden steht ein strebender
Mensch, der sie in zähem Ringen bewußt in einem schönen
Sinne gestaltet — er war ein Mann, nehmt alles nur in
allem . . .

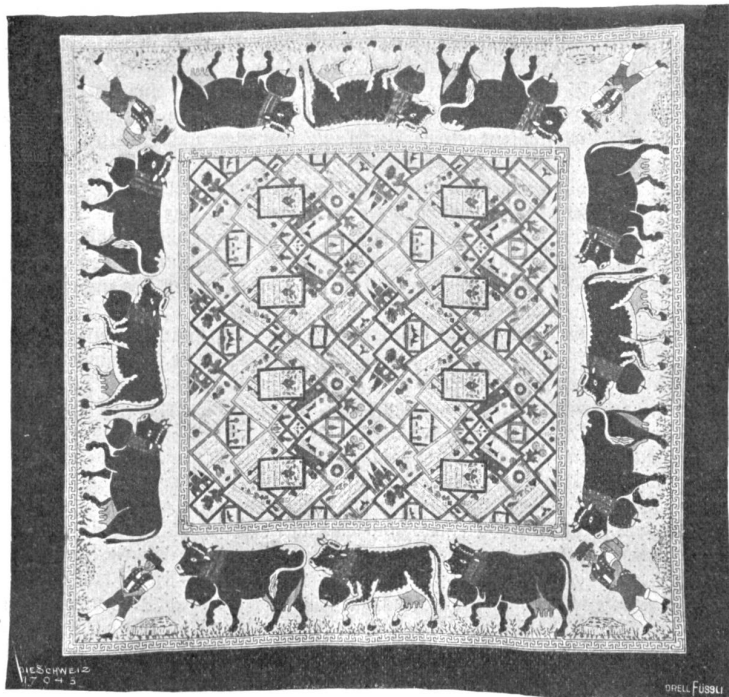
Adolf Teutenberg, Zürich.

Die asiatische Türkei in Fischers Reiseskizzen.

Das große oder größte politische Ereignis des Jahres 1908
ist, der Tragweite nach — neben des Kaisers letztem
Interview — doch wahrscheinlich der Schritt, den die Balkan-
oder weiter gefaßt die Orientalische Frage getan hat. Die
Revolution, die man, besonders bei uns, gern mit Regeneration
bezeichnet, hat die nähere oder fernere Zukunft der türkischen

Gebiete wieder in den Vordergrund des Interesses gestellt,
dem sie eine Weile entrückt schien. Schien. Denn das Bewußt-
sein, daß sie bei der leisesten Regung alle andern Probleme
der Gegenwart sofort wieder dominieren würden, ist doch der
Allgemeinheit keinen Augenblick abhanden gekommen.

Was dem Türken an tatsächlichem Besitz geliebt, scheint



Toggenburger Sennentracht. Sennennahtuch, das, diagonal zusammengesetzt, als Schmuck um den Leib getragen wird.

er jetzt in neuer Gestaltung seines Staates fester als je zusammenfassen zu wollen. Ob ihm dies nun gelinge oder ob der heut im Gang befindliche Prozeß der Anfang vom Ende, der definitiven Aufteilung in der oder jener Form, unter dem oder jenem Namen sein werde, jedenfalls liegt der Anlaß vor, auch für neutrale und bescheidenere Faktoren wie die Schweiz, die Entwicklung der Dinge in einem der letzten freigebliebenen Felder für europäischen Unternehmungssinn aufmerksam zu verfolgen und sich über die Verhältnisse zu orientieren. Solches Studium der Zustände wird überdies dem Verständnis der heutigen Vorgänge und ihres Ursprungs sowie der Beobachtung des weitem Verlaufs zu Hilfe kommen. Denn gar manches, was uns vag bekannt ist, gewinnt von Einzelfall zu Einzelfall ein Leben, ohne das wir die Gesamtercheinung nie ermessen können, durch das wir hingegen wirklich zu deutlichen Begriffen gelangen.

Den Begriff von der bodenlosen Versumpfung des Reiches und von den Schwierigkeiten einer lebensfähigen Neuschaffung vermittelt einem schon die Lektüre eines ganz unscheinbaren Büchleins, das nicht mit politischen Ansprüchen auftritt, sondern ganz einfach ein Reiseführer sein will, und zwar nicht für Bildungsreisen in humanistischem Sinn, sondern eben in erster Linie für den Geschäftsmann, dessen Unternehmungsg Geist der Orient lockt. Mit andern Worten: wir möchten einem Hilfsmittel, das in den Kreisen, für die es geschrieben ist, anerkannt und geschätzt keiner Propaganda mehr bedarf, ein Publikum über diese Kreise hinaus gewinnen, da sich mehr daraus lesen läßt, als es seiner rein praktischen Absicht nach zu geben bestimmt ist. Es läßt sich für den, der Augen hat zu lesen, nicht mehr und nicht weniger ernten als ein Stück Kulturgeschichte der Gegenwart, zusammengesetzt aus anschaulichen Bildern, aus ökonomischen, kulturellen, psychologischen Notizen. Den Reiz eines der schönen Reisetagebücher kann dieses Hundert

Seiten nicht beanspruchen. Dazu ist es viel zu nüchtern gehalten. Fein geschrieben ist es auch nicht. Manches an den temperamentvollen Kommentaren des Verfassers würde man ihm gerne schenken. Das Historische ist mehr als dilettantisch. Aber darauf kommt es uns ja hier nicht an. Dafür gibt es andere Werke. Was uns aber diese selten, und je vornehmer und schöner sie sind, desto weniger geben dürften und was wir gerade in Fischers Führer wohl oder doch am meisten um seiner Nüchternheit willen finden, ist das drastische Gefühl, wie jedes von uns selbst da stünde, fühlte, dächte und sich hülfe. Und das ist doch wohl der Punkt, der das Großteil des Publikums bei einer Landes- und besonders einer persönlichen Reisebeschreibung am meisten interessiert. Aus dieser Art des Hineinverlesens mag sich dann auch vom Einzelnen zum Ganzen fortschreitend die Summe von Vorstellungen entwickeln, die wir unserm persönlichen Verhältnis zum Gang der Dinge zugrunde legen. — Die Broschüre heißt: Durch die Asiatische Türkei, Land und Leute (Zürich, Schulthes). Der Verfasser führt uns durch Syrien, Palästina und Kleinasien. Es sind nicht die ersten seiner „Reiseskizzen“. Zwei andere Bändchen haben Unterägypten und Nordafrika (Marokko, Algerien, Tunis, Tripolis) zum Gegenstand. Sie sind von der in- und ausländischen Presse mit dem gleichen Beifall aufgenommen worden. Fischer kennt sein Mittelmeer. Er hat es als

Kaufmann kennen gelernt als Vertreter der heimischen Industrie. Daher seine selten so trefflich gebuchte Erfahrung in Münz- und Zolldingen. Was er davon berichtet — es liest sich so phantastisch wie ein Roman — läßt einem eine Ahnung aufsteigen von der praktischen Seite des „bunten Orients“. Für den Fachmann ist dieser Teil seiner Auskünfte geradezu unentbehrlich. Die kurze Zeit, die ihm zwischen seiner geschäftlichen Betätigung verbleibt, verbringt er mit Ausflügen, Beobachtungen und deren Schilderungen, die nun uns andern zu einer Quelle der Belehrung und Unterhaltung zugleich werden. Illustrationen der hauptsächlichsten Plätze und eine Karte vervollständigen seine interessanten Mitteilungen.

Ab und zu beschleicht uns ein Gruseln. Der Humor, die Komik, werden sie nicht teuer bezahlt? Unser Führer hat sie. Ob er sie im Anfang seiner zehnjährigen Orientpraxis auch besessen, verrät er uns nicht. Es schaut aber soviel Stoizismus und Resignation durch, daß man das Gefühl nicht los wird, man habe es mit einem Abgehärteten, Hartgesottenen zu tun, der nicht ohne Sympathie mit seinen Nachfolgern unter den Lesern diese Stücklein und Bildlein zum besten gibt. Stellenweise verrät er es selbst, daß er auch sein Lehrgeld bezahlt hat. Eins ist, natürlich wie es scheinen mag, hervorzuheben. Dieser Mann, der doch wahrhaftig nicht als Pilger, sondern als Schüler Merkurs die geweihten Stätten mitnimmt, er widmet ihnen eine Aufmerksamkeit und soviel von seinem fargen Raum, daß man fast von Andacht reden könnte, stände derselben Gesinnung seinem Wesen nicht gar so fern. Jerusalem nimmt den größten Raum ein bei diesem Geschäftsreisenden. Er schaut es auf seine Weise. Aber er kann sich nicht satt sehen an diesem absonderlichen Leben. Man muß das sehen, wie er das heutige Jerusalem als eine Hauptstadt der Welt, freilich ganz eigener Art, als ein Stellbildein der Völker vor uns stehen läßt.

E. Z.

